

Abgeriegelt

Wie ein Zehnjähriger den Mauerbau erlebt

Christoph Kuhn

Gestern noch überschwemmte das Meer mit donnernder Brandung den ganzen Strand. Heute, am letzten Ferientag, ist es glatt, nur sacht schwappt es um die Füße des Jungen. Schwül ist es, nicht der leiseste Windhauch zu spüren, und der Horizont sieht irgendwie anders aus. Etwas Weißes schwebt weit hinten über dem Wasser, keine Wolke.

Møn, sagt ein Mann mit roter Badehose, der an dem Jungen vorbei ins Wasser geht, die dänische Insel, kommst du in Deinem Leben bestimmt mal hin.

Jetzt stehen viele Leute da, blicken aufs Meer hinaus, manche mit Ferngläsern, auch der Vater hat seins dabei, lässt den Sohn durchsehen. Die gleichen Kreidefelsen, wie hier auf Hiddensee, sagt er, Steilküste Møns Klint. – Sieht zum Greifen nah aus, täuscht aber, sagt eine Frau, mehr als 50 Kilometer, sollte man nicht versuchen, rüber zu schwimmen. – Da würden Sie wohl sowieso nicht weit kommen, sagt der Vater. Seinem Sohn erklärt er, wie eine Fata Morgana entsteht.

Ein Urlauber borgt sich den Feldstecher aus. – Gegen Angucken kann der Staat nisch machen, sagt er und lacht. Der Vater nickt; Sie sind wohl auch aus Sachsen?

Der Junge schaut wieder durchs Glas, das Bild zittert, ist schlierig; er meint Einzelheiten zu entdecken, Bäume vielleicht, einen Leuchtturm. So also sieht fremdes Land aus. Ausland, im anderen Weltsystem. Das nächste Aufsatzthema hieße wieder: Mein schönstes Ferienerlebnis. Könnte er über Møn schreiben, eine kapitalistische Insel?

Die Leute reden über Luftspiegelungen, über Inseln, Entfernungen, Schiffsreisezeiten – wenn man reisen dürfte ... Der Mann mit der roten Badehose ist wieder da. – Sogar nachts den Aufenthalt am Strand verbieten sie uns, sagt er. – Der Junge hat bei einem nächtlichen Spaziergang gesehen, wie grellweiße Scheinwerferstrahlen wieder und wieder über Strand und See streichen, bis zum Horizont. Da scheint kein Entkommen möglich. Trotzdem gibt es Geschichten über Leute, die mit selbstgebauten, halb unter Wasser schwimmenden Booten nach Dänemark gelangt sind.

Die Mutter ist in der Strandburg geblieben, liegt auf der Luftmatratze und liest. – Wir haben bis nach Dänemark geschaut, sagt der Junge und dreht sich wieder zum Meer um. Wind kommt auf, Wolken ziehen sich zusammen, Møn verschwindet. Er liegt im Sand, starrt ins Blau mit den vom Heimatkundeunterricht bekannten Wolkenformen, durchkreuzt von Kondensstreifen, ein blasser Halbmond, vereinzelte Möwen, ein roter Drachen. Der Vater sammelt angeschwemmte Zigarettenspackungen, Milchtüten, Bierbüchsen aus den Anrainerländern BRD, Dänemark, Schweden, Polen. Fotografiert das Strandgut für Postkarten: „Die Ostsee ein Meer des Friedens“.

Geh doch noch mal rein, sagt die Mutter, zum letzten Mal in diesem Jahr, wir können die Ostsee nicht mitnehmen.

Der Junge füllt Muscheln, Sand und Steine in Marmeladengläser. Erinnerungsstücke. Nach neun Stunden wird der P 70 Kombi von der Autobahn hinab in die Dresdner Dunstglocke eintauchen. Das Spiel nach jeder Urlaubsreise: Wer sieht wo den ersten

bekannten Menschen? Es ist der Nachbar, der am Motorrad bastelt. Dann der Großvater, der die Rosenrabatte sprengt. Die Großmutter liest im Liegestuhl auf dem Plätzel.

Der Junge hat das Gefühl, ewig weggewesen zu sein. Er nimmt die bekannten Gerüche und Geräusche wahr, der Wasserhahn fasst sich so anders an, vertraut und fremd zugleich. Er sucht auf dem Globus vergeblich die Ostsee bei den großen, blauen Flächen, beim Stillen und Indischen und Atlantischen Ozean. – Das sind doch die Weltmeere, sagt die Mutter und zeigt mit dem Fingernagel auf die winzige längliche helle Stelle. – Eigentlich ein Binnensee, erst die Nordsee ist richtiges Meer, aber die gehört zum Westen, sagt sie. Im Atlas reicht die Ostsee ohne gegenüberliegende Ufer über den Rand hinaus, endlos.

Die Eltern packen die Koffer und Taschen aus. – Gut, dass morgen erst Sonntag ist und wir noch nicht zur Arbeit müssen, sagt der Vater.

An den Sonntagvormittagen sitzt er meistens im Wohnzimmer am Radio. Als der Junge eintritt, legt er den Finger auf die Lippen und macht ihm ein Zeichen sich zu setzen. Streng, eintönig düster, hören sich die Nachrichten an, begleitet vom Zischen und Pfeifen des Störsenders. Meistens freut sich der Vater über Friedrich Luft, die Stimme der Kritik, gleiche Stelle, gleiche Welle und hört die Freiheitsglocke vom Schöneberger Rathaus. „Hier ist Rias Berlin, eine freie Stimme der freien Welt“. Heute ist etwas anders, muss etwas Besonderes, etwas Schlimmes passiert sein. Der Vater schüttelt den Kopf, fährt sich mit den Händen über Stirn und Augen als sähe er Dinge, die er nicht glauben kann. – Verbrecherbande, murmelt er. Der Junge hört Ulbricht, Chruschtschow, Kennedy, Adenauer, sowjetische Panzer, spanische Reiter, Stacheldraht. Eisenhower, den denkt er sich als einen Mann, der Eisen behaut. Und das Brandenburger Tor stellt er sich als großen Ofen vor.

Er weiß genau, dass er in der Schule nicht sagen darf, welche Sender, friedensgefährdende Hetzsender, sie hören, was zuhause über Politik gesprochen wird, über den kalten Krieg, an dem nach Meinung der Lehrer nur die Amis und die Bonner Ultras schuld sind.

– Sie haben dicht gemacht, sagt der Vater. Abgeschottet, abgeriegelt. Von Häusern, die an der Sektorengrenze stehen, mauern sie die Fenster zu, Familien werden auseinandergerissen. Ein Keulenschlag.

Die Mutter steht in der Tür. – Ich hab's geahnt, sagt sie. Ihre Hände hängen herab als ob sie schwere Taschen trüge. – Das ist nicht zu fassen. Der Vater steht auf, dreht das Radio ab. – Ich hatte die letzten Tage schon so'n komisches Gefühl, sagt die Mutter. – Ein ganzes Volk einzusperren, unvorstellbar, 43 Kilometer lang, so weit wie vom Hauptbahnhof bis nach Bad Schandau soll die Mauer werden durch diese Riesenstadt. – Der Junge sieht die Mauer aus roten Ziegeln, wie sie der Gärtner zum Pflastern der Wege benutzt. Es klingelt, die Großeltern. – Habt ihr schon gehört, fragt der Großvater. – Eben. – Die Mutter zeigt aufs Radio.

– Eine Nacht- und Nebelaktion, sagt der Großvater. Aber etwas mussten sie tun. – Mussten sie? Setzt euch doch. Der Vater weist auf die Sessel. – Dabei hat der Ulbricht gerade erst gesagt: „Niemand hat die Absicht eine Mauer zu errichten.“ – „Die Bauarbeiter unserer Hauptstadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Wohnungsbau, ihre Arbeitskraft wird dafür voll eingesetzt“, ergänzt die Großmutter das Zitat.

– Habt ihr dem Spitzbart je etwas geglaubt, sagt der Großvater. – Aber die Blockade wird nicht lange dauern, das halten die nicht durch. – Und wie lange war Polen geteilt? fragt die Mutter. – Das Land blutet aus, ein Aderlass, sagt die Großmutter. Der Junge sieht einen Blutstrom durchs Brandenburger Tor fließen.

Die Großmutter: Seit es die DDR gibt, sollen täglich tausend Menschen übergegangen sein. Und die Mutter: Darüber brauchen wir uns nun nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. – Der Junge hört zum ersten Mal, dass die Eltern an Flucht denken. – Die Russen haben ihren Kettenhund Ulbricht von der Leine gelassen, meinte Brandt, die Amis werden eingreifen, sagt der Vater. – Brandt muss etwas mit dem Brandenburger Tor zu tun haben. Brandt, Eisenhower und Brandenburger Tor passten irgendwie zusammen.

– Die Amis eingreifen? Um Gottes Willen, das gäbe Krieg, sagt der Großvater mit seltsam belegter Stimme. – Und der ginge dann zum dritten Mal von deutschem Boden aus, und es wäre dann wohl überhaupt der letzte. Kennedy sagt auch: „Es ist keine schöne Lösung, aber eine Mauer ist verdammt nochmal besser als Krieg.“ Nein Kinder, ich glaube, wir müssen das hinnehmen. Dass jetzt Leute in West-Berlin ein Plakat aufgestellt haben, „Die DDR ist ein KZ“, ist eine schlimme Gleichsetzung, eine Verspottung der Opfer; es ist gar nicht lange her, als es Ghettos und Gefangenen- und Vernichtungslager gab. Wenn wir öfter dran dächten, was Schlimmes passieren kann und was wir schon überstanden haben, wären wir zufriedener, auch hier. Wir haben doch ein erträgliches Leben, wenn auch in Grenzen. Im Gefängnis hätte man nichts zu lachen. Und denkt an die Menschen, die kurz vor der geplanten Flucht schon ihre Habseligkeiten vorausschickten, wie die jetzt dastehen. Sie können’s auch nicht riskieren, sich die Sachen zurücksenden zu lassen ... Seid im Übrigen froh, dass ihr noch mal drüben wart.

Vor zwei Wochen erst sind die Eltern in West-Berlin gewesen. Die Mutter schwärmte von Filmen: „Die Caine war ihr Schicksal“, „Die toten Augen von London“, „Das Mädchen Rosemarie“, „Ein Mann geht durch die Wand“. Sie fand es unbeschreiblich: die Lichtreklame, die Autoschlängen auf dem Ku’damm. Der Junge dachte an Kühe, die dort entlanglaufen. Nein, die Straße sei nach Kurfürsten benannt. Er stellte sich Kurfürsten als Fürsten vor, die etwas Besseres sind als einfache Fürsten; vielleicht weilen sie öfter zur Kur. Jedenfalls zählen sie zu den Grafen, Junkern und Großgrundbesitzern, die die Tagelöhner ausbeuten, weshalb sie aus der DDR vertrieben wurden; bis auf den Baron Manfred von Ardenne, der dem Staat nützte mit Erfindungen in seinem Institut auf dem Weißen Hirsch in Dresden.

Auch der Junge ist in West-Berlin gewesen. Die U-Bahn hatte er sich abenteuerlicher ausgemalt: Dunkelheit, dumpf-feuchter Kellergeruch, an der Decke Lianen und Wurzeln, an den Wänden Gänge von Wühlmäusen und Hamstern, ab und zu fallen Lehmbrocken den Reisenden vor die Füße oder auf den Kopf; sie sitzen in offenen Holzwagen wie bei der Pioniereisenbahn im Großen Garten. Stattdessen war der Bahnhof hell erleuchtet, gefliest, Schritte schallten, der Lautsprecher rief: Zurücktreten. Zischend öffneten und schlossen sich die Türen. Er spürte den Ruck der Beschleunigung, sah die Halle mit Bänken und Plakaten verschwinden, im schwarzen Schacht Kabel und Rohre vorüberjagen. Noch hat er den Geruch nach Elektrizität und Öl in der Nase. Sie stiegen aus und kamen wieder an den Tag mit Blumen, Bäumen, in die Welt der Autos, Lastkraftwagen, Doppelstockbusse, Motorräder mit und ohne Beiwagen, Kabinenroller, Fahrräder, Ampeln, Zebrastrreifen, Fußgängerbrücken.

– Ich werde ein Schild für mein Ladenschau fenster malen mit dem dreißigsten Vers von Psalm achtzehn, sagt der Vater, „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen.“

– Das wirst du nicht tun, dann holen sie dich ja gleich ab, sagt die Mutter.

– Wir müssen jetzt gehen. – Die Großmutter steht auf, der Großvater streicht dem Jungen übers Haar. – Man muss wissen, wo man hingehört. Und dass Ihr mir bloß dem Kind keine Angst macht! –

Heinz Rühmann müsste man sein, denkt der Junge. Durch die Wand gehen können!

Die Mutter sagt: Wie schade, dass wir bei diesem herrlichen Wetter nicht mehr am Meer sind.

So genau erinnert sich der Junge natürlich nicht, deshalb kommt der Erzähler, 60 Jahre älter, zu Wort: Die Mauer, der Eisener Vorhang, ist Geschichte. Nur noch Teile des gut gepflegten Bauwerks stehen – unter Denkmalschutz. Am 40. Jahrestag der DDR versprach Honecker, den „antifaschistischen Schutzwall“ werde es in 50 und 100 Jahren noch geben. 28 Jahre lang trennte die Mauer Deutschland. Länger ist sie nun schon wieder beseitigt. Seit 32 Jahren ist die Freiheit fast grenzenlos, die Reisefreiheit selbstverständlich. Auch auf der Insel Møn ist der Junge von damals inzwischen gewesen.